

Bruno Strecker

DER DEUTSCHEN MUTTERSPRACHEN

Bruno Strecker war bis Anfang 2011 wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung Grammatik am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache und Leiter des Projekts *grammis*.

Jetzt sagen Sie mal, sagt man in Stuttgart eigentlich *sait* oder *secht*?
In Schtuagart secht mr *sait*.*

Seit mehr als 20 Jahren wird am 21. Februar der Internationale Tag der Muttersprache begangen – zugegebenermaßen ohne überwältigendes Echo, aber immerhin ein schöner Zug in einer alles andere als besinnlichen Zeit. Die UNESCO zeigt sich besorgt, „dass gut die Hälfte aller weltweit gesprochenen Sprachen vom Aussterben bedroht ist“, und sucht „Sprachen als Zeichen kultureller Identität sowie über Fremdsprachen und Mehrsprachigkeit gegenseitiges Verständnis und Respekt zu fördern.“¹ Dem können wir uns anschließen.

Hierzulande wird der Gedenktag auch dazu genutzt, auf sogenannte Minderheitensprachen aufmerksam zu machen, denen man neben dem amtlichen Deutsch trotz geringer Sprecherzahlen offiziell den Status einer Sprache zugesteht. Abgesehen von Dänisch, das in der Bundesrepublik Deutschland nur von einer Minderheit gesprochen wird, handelt es sich bei Nordfriesisch, Saterfriesisch, Romanes, Obersorbisch, Niedersorbisch und Niederdeutsch tatsächlich um ernsthaft vom Aussterben bedrohte Sprachen. Wenn man in der vom Bundesministerium des Innern zuletzt 2020 vorgelegten Liste² manches vermisst, das zum Teil nicht weniger bedroht ist, so liegt das möglicherweise daran, dass dort, ohne weitere Begründung, zwischen Sprachen und Dialekten unterschieden wird. Kurz: Bairisch, Schwäbisch, Fränkisch, Pfälzisch, Sächsisch und viele weitere im Land wohl etablierte Sprachsysteme kommen gar nicht erst vor, ganz zu schweigen von deren vielfältigen Varianten.³

BAIRISCH, SCHWÄBISCH, FRÄNKISCH, PFÄLZISCH, SÄCHSISCH – NUR DIALEKTE ODER VOLLWERTIGE SPRACHEN?

Als Sprachwissenschaftler frage ich mich unwillkürlich, welches Verständnis von Sprache und Dialekten dem allen zugrunde liegt. Was macht den Unterschied von Sprache und Dialekt aus? Unter Linguisten beliebt ist hier ein sarkastisches jiddisches, oft Max Weinreich (1894-1969) zugeschriebenes Diktum: „A schprach is a dialekt mit an armej un flot.“⁴ Es führte zu weit, diese Frage hier ernsthaft aufzu-

greifen, nur so viel: Man kann verschiedentlich hören und lesen, etwas sei **nur** ein Dialekt oder nur dialektal. Feststellungen der Art, es handle sich **nur** um eine Sprache, wird man schwerlich finden. Und eben dies wird von zentraler Bedeutung, wenn davon die Rede sein soll, was jemandes Muttersprache ist.

Vorab: Fragt man mich etwa in Frankreich, was meine *langue maternelle* sei, dann werde ich ohne Zögern antworten: „Allemand“. Doch damit ist die Frage für mich selbst bei Weitem nicht befriedigend beantwortet. Abgesehen davon, dass grundsätzlich schwer zu fassen ist, was denn **das** Deutsche sei, macht es mir bereits die Definition der Muttersprache schwer, im Deutschen meine Muttersprache zu erkennen. So käme mir allein schon der – mit Bedacht so gewählte – Titel dieses Artikels nicht über die Lippen, wenn ich mit Jugendfreunden über dergleichen sprechen wollte: Genitivattribute, zumal vorangestellte, kommen in meiner Muttersprache nicht vor. Und dabei handelt es sich beileibe nicht um mein privates Problem.

Muttersprache als erste Sprache

Muttersprache dürfte wohl metaphorisch sein. Schon im Mittellatein war von der *lingua materna* die Rede und schon früh im Deutschen von *muttersprache*. Also sagen wir mal: Die Quelle der Metapher ist: *der Mutter Sprache*. Und tatsächlich kommt Müttern für die meisten Kinder eine tragende Rolle beim Erwerb ihrer ersten Sprache zu.

DIE REDE VON MUTTERSPRACHE IST KAUM MEHR ALS SOZIAL- GESCHICHTLICHE REMINISZENZ

Soweit zutrifft, dass Kinder die Sprache sprechen lernen, die zuerst mit ihnen gesprochen wird, so weit wird dies wohl weitgehend die Sprache der Mutter sein. Wie weitgehend, hängt freilich stark von den allgemeinen Lebensbedingungen ab, unter denen ein Kind seine erste Sprache erwirbt. So wie sich die gesellschaftlichen Verhältnisse entwickelt haben, dürfte die Rede von Muttersprache mehr sozialgeschichtliche Reminiszenz sein denn ernstgemeinte Beschreibung dessen, was dabei erworben wird.

Vielleicht sollte man deshalb gleich darauf verzichten, von Muttersprache zu sprechen, doch dabei bliebe dann doch viel außen vor, was die Verankerung des Erstspracherwerbs in einem sozialen Umfeld ausmacht. Das Gebiet, das man heute als deutschsprachig bezeichnet, war über Jahrhunderte politisch wie sprachlich ein wahrer Flickenteppich, wenig von dem geprägt, was man kurz als Deutsch bezeichnen könnte. Entsprechend wuchs man mit lokal gesprochenen Dialekten auf, und wer nicht das Privileg hatte, über die Grenzen seines Dorfes oder seiner Stadt hinauszukommen, fand auch kaum über diesen Dialekt hinaus zu einer großräumiger gesprochenen Sprache.

Selbst nach dem Aufkommen einer deutschen Nationalsprache blieben weitgehend lokal gesprochene Dialekte für viele die Ausgangsbasis ihres kindlichen Spracherwerbs. Mit anderen Worten: Erworben wurde nicht eine einheitliche deutsche Muttersprache, sondern – je nach Granularität der Unterscheidung von Regional- und Lokalsprachen – eine mehr oder weniger große Zahl von Muttersprachen, teils nah verwandt, teils einander so fremd, dass übergreifende Verständigung schwer möglich schien.

KRIEG, VERTREIBUNG, INNERDEUTSCHE MIGRATION HABEN DIE ZUORDNUNG GANZER BEVÖLKERUNGSGRUPPEN ZU TRADIERTEN DIALEKTEN DURCHEINANDER GEBRACHT

Bis heute haben Krieg, Vertreibung und innerdeutsche Migration die Zuordnung ganzer Bevölkerungsgruppen zu den über Jahrhunderte tradierten Dialekten wie etwa Bairisch, Fränkisch, Schwäbisch in ihren lokalen Varietäten gründlich durcheinander gebracht. Doch gerade beim Erstspracherwerb bleiben sie noch bis heute nachweisbar. Ohne mich auf mehr als persönliche Erfahrung zu stützen, glaube ich, feststellen zu können, dass man – zumindest im süddeutschen Raum – unter meinen Altersgenossen wenige finden wird, als deren Muttersprache – im hier bestimmten Sinn – das Deutsche gelten kann. Die noch wirksame dialektale Prägung im heimatlichen Umfeld ging zum Teil sogar so

weit, dass sie die Sprache der eigenen Eltern – Muttersprache im Sinn des Wortes! – überlagern konnte. Ein prominentes Beispiel: Winfried Kretschmann, Ministerpräsident von Baden-Württemberg, dessen Eltern wenige Jahre vor seiner Geburt aus Ostpreußen geflohen waren. Er sagt von sich selbst, er sei das erste Kind der Familie gewesen, das Schwäbisch gesprochen hat.⁵

AUCH DIALEKTE SIND VOLLWERTIGE SPRACHSYSTEME

Auch wenn Spuren dessen, was als Erstsprache erworben wurde, noch auf Jahre hinaus mehr oder weniger deutlich zu erkennen sind, bleibt ihr Gebrauch späterhin oft eingeschränkt. Doch anders, als man vermuten könnte, liegt dies keineswegs daran, dass sich mit diesem Mittel grundsätzlich vieles nicht ausdrücken ließe, das einem die moderne Welt abverlangt. Dialekte sind, wie große Nationalsprachen, grundsätzlich eigenständige und vollwertige sprachliche Systeme mit besonderem Lautsystem, eigener Grammatik und eigenem Wortschatz.

SPRACHEN UND DIALEKTE ÜBERSCHREITEN GRENZEN

Hypostasierte Objekte wie Sprachen oder Dialekte haben keine festen Grenzen, insbesondere keine räumlichen. Wanderte man von Kiel nach Bern, fände man von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf keine klaren Grenzen. Es gibt keinen Ort, an dem eine Sprache (oder ein Dialekt) endet und eine andere beginnt – nur Übergänge überall. Selbst mehrere Sprachen oder konkurrierende Sprachgewohnheiten in einer Region sind nichts Außergewöhnliches.⁶

Da Dialekten aufgrund ihres inoffiziellen Status keine staatlichen Normen auferlegt werden, bleiben sie besonders lebendig und fähig, Varianten und Mischformen auszubilden. Sie können dabei so gut wie Nationalsprachen Fremdes von außen aufnehmen, selbst um den Preis, zunehmend überfremdet, sozusagen aufgefressen zu werden.



Wenn Dialekte vielfach als im Gebrauch eingeschränkt wahrgenommen werden, so liegt das vor allem daran, dass ihnen, in aller Regel, keine etablierte Schriftform entspricht und dass sie, jedenfalls bei kompromisslosem, „breitem“ Gebrauch,⁷ tatsächlich eine landesweite Verständigung erheblich erschweren könnten. Doch bevor man sich dieser Einschätzung anschließt, sollte man sich darüber klar werden, von wem und aus welcher Perspektive sie vorgenommen wird.

Wer darauf angewiesen ist, landesweit zu kommunizieren und ohne Schrift schwerlich zurechtkäme, wird auf Deutsch als Standardsprache kaum verzichten können. Doch trifft dies überall und jederzeit auf jeden zu? Auch ohne statistische Erhebung lässt sich festhalten: Nicht wenige Zeitgenossen kommen in ihrem Alltag eher selten in die Verlegenheit, viel zu schreiben und mit Fremden zu reden, die ihren Dialekt nicht verstehen. Und vielleicht trägt eben dies auch zum Fortbestehen zahlreicher Dialekte bei, in all ihren Variationen, trotz steten Gegenwindes durch Schule und landesweite Medien. Es erklärt zugleich, warum sich weiterhin Kinder finden, als deren Muttersprache nicht einfach das Deutsch gelten kann, das ihnen späterhin als Zweitsprache auferlegt wird. Entschuldigung, ich muss das etwas härter formulieren. Sie werden gleich sehen, warum.

Im heutigen bundesrepublikanischen Alltag erlebt man Dialekte im Allgemeinen oft nur in stark reduzierter Form. Selbst wer etwa noch mit Bairisch, Fränkisch oder Schwäbisch in Vollform aufgewachsen ist, nimmt sich im Gespräch eher zurück, wenn irgendjemand anwesend ist, der mit „breitem“ Dialekt Schwierigkeiten haben könnte oder darin ein Zeichen von Provinzialität sähe. Erst, wenn man sich unter Seinesgleichen weiß, unter freundschaftlich Verbundenen, Verwandten mit gleichem sprachlichen Hintergrund, aktiviert man standardfernere Formen. Da braucht es schon einen besonderen Anlass, sich aus der Deckung zu wagen und vor großem Publikum offenzulegen, welche Wurzeln die eigene Sprache hat. Einen solchen Anlass bot und bietet das Projekt, das ich im Folgenden vorstellen werde.

Das Shakespeare Projekt

Texte in Dialekt zu verfassen, scheitert im ersten Angang daran, dass sich dafür keine allgemein anerkannten Schreibweisen etabliert haben. Prinzipiell könnte man zwar auf den Zeichensatz des Internationalen Phonetischen Alphabets (IPA) zurückgreifen, doch würde man damit schwerlich mehr als ein Fachpublikum erreichen. In Lokal- und Regionalzeitungen, so etwa in der *Stuttgarter Zeitung*, finden sich dann doch in Dialekt gehaltene Kolumnen, oft sogar mit keineswegs alltäglicher Thematik. Man behilft sich dann eben mit Ad-hoc-Varianten der Bordsmittel des deutschen Standards und hofft, dass des Dialekts mächtige Leser und Leserinnen errahnen und sich innerlich vorsprechen, was gesagt werden sollte.

Dass es trotz beachtlicher Schwierigkeiten gelingen kann, anspruchsvolle Texte mit Mitteln eines Dialekts zu verfassen, zeigt auch eine Serie von Publikationen, die im Rahmen des von Hans Jürgen Heringer initiierten und konzipierten Projekts „Shakespeare in deutschen Dialekten“ entstanden sind. Es handelt sich dabei um Übertragungen klassischer Shakespeare-Zitate in verschiedene deutsche Dialekte bzw. in das, was davon bei den jeweiligen Autoren und Autorinnen⁸ – oft im Rückgriff auf ihre „Muttersprachen“ – hängen geblieben ist.

Die Auswahl der Texte mit Titeln wie „Shakespeare af Boarisch“, „Shakespeare op Kölsch“ folgt keiner dialektologischen Systematik. Sie war im Wesentlichen davon bestimmt, ob sich Kundige als Autoren fanden. Auch die Texte selbst treten nicht mit dem Anspruch auf, wissenschaftlich fundierte Darstellungen der Dialekte zu bieten, denen sie *grosso modo*⁹ zugeordnet werden. In der Zusammenschau der Texte ergibt sich dennoch ein bemerkenswert reiches Bild dessen, was in diesem Land jenseits des offiziellen Deutsch zum Ausdruck gebracht werden kann.

Bevor gleich eine Auswahl besonders bemerkenswerter Übertragungen vorgestellt wird, noch ein Hinweis: Den Autoren und Autorinnen kam es nicht darauf an, den englischen Ausgangstext wortgetreu zu übertragen – wenn das überhaupt ginge. Sie wollten vor allem dem Witz der jeweiligen geflügelten Worte gerecht werden, also mehr dialektale Nachdichtung denn Übersetzung.

Beginnen wir also, fang ma o, fanget mr aa, fange mer aan, fangma an mit dem wohl berühmtesten, zugleich rätselhaftesten Zitat:¹⁰

To be, or not to be: that is the question. (*Hamlet, Act 3, Scene 1*)

Levve oder nit levve, dat es de Frog.

Feierdags ganndscho eemal fraachn: Binsch oda binsch nich.

Soll ich so weidamachn? Oda ned? Des is die Froch.

Also ie fraag me ernschtlich, ob e weidermache sott odder da Bäddele naaschmeiße.

Fracht eene, ob se isst oda nich isst, frachtse knülle Mist.

Wenner mi fraged, s Wichtigschde isch, obsch ägsischdiersch odr ed ägsischdiersch.

Sei odda net sei, des froog isch misch aa.

Die Fro es: Bes'de orra bes'de ned? Orra gebts ebbes orra gebts niggs?

Ma kannd si scho amaal fragn: Bin i oda bin i ned?

Hohe Ansprüche an heldenhaftes Leben lässt Shakespeare Julius Caesar vortragen:

Cowards die many times before their deaths; the valiant never taste of death but once. (*Julius Caesar, Act 2, Scene 2*)

E Feischling stirbt mämöl. E Held schmaggt de Dood nur ämol. (*Honsregger* [Hunsrücker Platt, Anm. d. Red.])

A Feigling stirbt sei Lebtag lang, da Held stirbt blos oamol. (*Boarisch* [Bairisch, Anm. d. Red.])

En Faigling isch scho dausent mal gschorba, eh's so weit isch, awer an dapfera Kerle hat kaa Aangscht vorm Doot un scho gar net vorm Deifel. (*Südfränggisch*)

Een Schlappschwanz stirbt vieldopplt. Een Trauter schmecktn Tod alleene un als eenzija. (*Berlinerisch*)

Wea die Hoos voll hott, schtirbt oft, bevora de Leffel abgibt. Wea 'n Pfälzer iss, schtirbt bloß äämool. (*Kurpälzisch*)

Beim Vergleich dieser Übertragungen mit der klassischen Übersetzung von August Wilhelm Schlegel

Der Feige stirbt schon vielmal, eh er stirbt,

Die Tapfern kosten *einmal* nur den Tod.

zeigt sich mehr als nur eben die Wahl einer anderen Sprache. So sehr sich die Dialektformen unterscheiden, gemeinsam ist ihnen, was man vielleicht als Hemdsärmeligkeit, Direktheit verstehen könnte. Die Autoren und Autorinnen fallen beim Rückgriff auf die Sprache ihrer Jugend zugleich

auf deren Ausdrucksformen zurück. Da dies kaum daran liegen dürfte, dass ihnen im Dialekt die Mittel fehlen, sich „gehobener“, „gewählter“ auszudrücken, könnte die beobachtete Gemeinsamkeit damit zu erklären sein, dass sie als Dialektsprecher zu einem anderen, weniger distanzierten Auftreten neigen.

In „Wie es Euch gefällt“ macht Rosalind aus ihrem Herzen keine Mördergrube:

When I think, I must speak. (*As You Like It, Act 3, Scene 2*)

Wenn isch denke duu, muss isch redde. (*Kurpälzisch*)

Wenn mei Gribbs arbeed, gehdä Gusche uff. (*Säggsch* [Sächsisch, Anm. d. Red.])

Wos mia im Kopf umanand geht, muaß auss. (*Boarisch*)

Wenn isch denke, murri aach ebbes saan. Waar isch denke, kanni aach saan. (*Honsregger*)

Wenn ich denke, muss ich schwaade. (*Kölsch*)

Wenne äbbes denk, naa kaa e mei Gosch net halde. (*Südfränggisch*)

Vergleicht man diese schwungvollen Übertragungen mit einem nüchternen *Wenn ich denke, muss ich reden*, spürt man geradezu die Begeisterung, mit der hier zum Dialekt gegriffen wird.

Enttäuscht vom Leben, stellt Macbeth fest:

Life's [...] a tale told by an idiot, full of sound and fury, signifying nothing. (*Macbeth, Act 5, Scene 5*, <https://oll-resources.s3.us-east-2.amazonaws.com/oll3/store/titles/1141/07Macbeth_Bk.pdf> (Stand: 21.7.2023))

'S Leba isch wias Gschwädz voma Bachel, große Schbrüch un nix dahinder. (*Südfränggisch*)

's Leebe iss ä G'schischt, die vunn ännämä Idioot vazählt wärd, vull Klang unn Wuut unn ohne Bedeitung. (*Kurpälzisch*)

Des Lem is a Märle, voll Bimberleswichdi, wo a Depp derzähld. (*Fränggisch*)

S'Leba isch s'Gschwädz voma Bachel, grauß Schbrüch ond niggs dahender. (*Schwäbisch*)

Zum großen Thema der Liebe – *über d'Liab, ieworr dä Liehwe, vunn dea Lieb, iwwer s'Meega, iwert Gehejschnes* – äußert sich Shakespeare unter verschiedensten Aspekten. Hier noch eine kleine Auswahl der Zitate, die in den Florilegien versammelt sind:

Love looks not with the eyes, but with the mind; and therefore is wing'd Cupid painted blind. (*A Midsummer Night's Dream, Act 1, Scene 1*)

Wenn eena eene liehwd, glubbschda nich middä Oochen, aworr mid dorr Seele; dässdorrwähchn gann Amor flieschn. (*Säggssch*)
Die Lieb guggt net mit de Aage, sondern mid'm G'fiel. Deshalb wird da klääne Amor mit seine Fliggl ohne Aage g'moolt. (*Kurpälzisch*)

Wemmr richdich mag, suacht mr net mit de Auge, mr suacht mit am Gfiel; un dodawäga isch's richdich, wenn se da Cupido mit seine Fliagl als an Blinda maala. (*Südfränggisch*)

Hoss'de jemand gere, gucksch'de ned met de Aue, awer mit da Seel. Denk draan: Da Cupido hott Fliel, erawa blind. (*Uwerstärnisch* [Obersteinisch, Anm. d. Red.])

The course of true love never did run smooth. (*A Midsummer Night's Dream, Act 1, Scene 1*)

Selbschd in da schönschde Liebesgeschichda ruggls scho amol. (*Schwäbisch*)

Richtsche Liebe zabbat, stuckat, zocklt un racklt. Leeft uff un ab. (*Berlinerisch*)

Echte Liab laft oiwei gaach. (*Boarisch*)

E rischtisch Lijb läaft nie glatt. (*Uwerstärnisch*)

Dorr Loof dorr äschdn Liehwe is meeschndeels glidschsch un hubbrisch. (*Säggssch*)

Doubt truth to be a liar, but never doubt I love. (*Hamlet, Act 2, Scene 2*)

Wenn än Liegna sei willsch, zweifl die Wohrheit ö, awwer zweifl nie drö, dass isch disch lieb. (*Kurpälzisch*)

Glaub eher, dass d'Wahred verloga isch, als dass de meinara Liab ed trausch. (*Schwäbisch*)

Zwiefel aan, dat de Wohrheit lüg, ävver zwiefel nie dran, dat ich dich gää han. (*Kölsch*)

Glaab nix und gornix, bloß, dass ich dich hobm mechd. (*Fränggisch*)

Love sought is good, but given unsought is better. (*Twelfth Night, Act 3, Scene 1*)

Liebe suchn is jut; aba jekrichte ohne Suche is bessa. (*Berlinerisch*)

D'Lieb suacha is guad, awwa bessa is's, wenn's vo selbm kimmt. (*Boarisch*)

No Lijb suche es gut; awer se krieje ohne suche es bessa. (*Uwerstärnisch*)

Sung is gud in da Lieb, gfunna werrn is bessa. (*Fränggisch*)

Love is merely a madness. (*As You Like It, Act 2, Scene 6*)

Liehwe is nohr Schnulligrahm. (*Säggssch*)

Wea liebt, is nix annäres als varrickt. (*Kurpälzisch*)

D'Liab is blos varruckt. (*Boarisch*)

Liebe haud am des Vöchala naus. (*Fränggisch*)

D'Liab isch aa blooß a Narredei. (*Schwäbisch*)

Lijb es rischtisch Bleedsenn. Awa scheen varreckt. (*Honsregger*)

Diese Texte nur lesen zu können, ist mehr als mühsam und gewiss kein reines Vergnügen. Weit schöner wäre es, sie gleich auch noch zu hören, doch leider konnten wir das in unserem Projekt noch nicht umsetzen. Doch versuchen Sie ruhig, die Textlein hier in sich klingen zu lassen. Vielleicht ist es mir bereits mit diesen wenigen Beispielen sogar gelungen, Sie anzuregen, den Ball aufzunehmen und sich Ihrerseits mit Ihrer sprachlichen Herkunft auseinanderzusetzen. Man muss sich dazu nicht an klassische Texte wagen. Ich könnte mir vorstellen, dass schon der Versuch, einige der luftigen Äußerungen, die einem täglich in den Medien begegnen, auf den Boden der eigenen, angestammten Sprache, der Mutter Sprache herunterzubrechen, zu erstaunlichen Ergebnissen führen kann. ■

Anmerkungen

* Bruno Strecker nach Hörensagen.

¹ <https://de.wikipedia.org/wiki/Internationaler_Tag_der_Muttersprache> (Stand: 18.10.2023).

² <www.bmi.bund.de/SharedDocs/downloads/DE/publikationen/themen/heimat-integration/nationale-minderheiten/minderheiten-und-regionalsprachen-vierte-auflage.pdf>(Stand: 18.10.2023).

³ Nur am Rande sei erwähnt, dass in dieser Aufstellung auch Sprachen unerwähnt bleiben, die von bemerkenswert großen Gruppen der Bevölkerung genutzt werden und deren Gebrauch nicht ohne Auswirkungen auf das bleibt, was schon heute die Muttersprache deutscher Staatsbürger ausmacht: Türkisch, Kurdisch, Arabisch, Ukrainisch, um nur die wichtigsten zu nennen.

⁴ Zitiert nach <www.juedische-allgemeine.de/kultur/sprache-einer-minderheit/> (Stand: 18.10.2023).

⁵ <<https://m.facebook.com/gruenebw/photos/a.173342429374112/4778291578879151/>> (Stand: 18.10.2023).

⁶ Das Motto des Artikels bringt dies auf den Punkt: Man glaubt, eine Grenze zu erkennen, und stellt dann fest, dass die Übergänge offen sind. Keine wirklich neue Einsicht: Bereits de Saussure, der Urvater der modernen Sprachwissenschaft, hielt fest: „[...] si l'on marche en diagonale à travers la France du Pas de Calais aux Alpes, puis en continuant jusqu'à Turin, il n'y a pas un endroit précis où l'on puisse dire : je quitte le français et j'entre dans l'italien.“ Aus den Notizen zum Cours de linguistique générale (Écrits de linguistique générale, Paris 2002, S. 316).

⁷ Ein Beispiel für solchen Gebrauch: *I hau ix ghairt, ond i gsie nuns mai*. Sie dürfen raten, welcher Sprache dies zugeordnet werden kann.

⁸ Dies waren Andreas Bülow, Goküma Frankonia, Lisa Frank-Ravel, Hans Jürgen Heringer, Alice Herrwegen, Bruno Strecker, Matthias Wermke.

⁹ *Grosso modo* heißt hier: Es wird darauf verzichtet, die Texte genau einer der Untervarianten der Dialekte zuzuordnen und erwartbare Mischformen, wie sie etwa oben im Motto angesprochen werden, sorgfältig aufzulösen.

¹⁰ Dem rätselhaften Charakter des Zitats entsprechend, bleibt hier offen, welchen Dialekten die Übertragungen zuzurechnen sein könnten.

Bildnachweis

Hans Jürgen Heringer. ■